

JENS-F. DWARS

»... in der elitären Ebene.«

Ein Gespräch mit Karl Schirdewan

Fünf Jahre nach der »Wende« erschienen im Aufbau-Taschenbuchverlag die Memoiren von Karl Schirdewan: »Aufstand gegen Ulbricht. Im Kampf um politische Kurskorrektur, gegen stalinistische, dogmatische Politik«. Da ich gerade auf der Suche nach Material für eine Biographie über Johannes R. Becher war und Schirdewan in seinem Buch auch eine Begegnung mit dem verzweifelten Kulturminister erwähnt hatte, bat ich ihn um ein Gespräch.

Das Interview fand am 11. Juli 1994 im Wohnhaus der Familie statt. Keine Villa, nicht einmal eine Spur von vergangenem Luxus, wie man es nach Maßgabe heutiger Medien von Ulbrichts Kronprinzen hätte erwarten können. Nein, zu enthüllen gab es nichts. 1957 war er in Ungnade gefallen, wenn auch nicht ins Bodenlose. Die Staatliche Archivverwaltung der DDR war fortan sein Ressort. Ein Bahnbrecher der Zukunft wurde zum Hüter der Vergangenheit degradiert, vom Aussichtsturm der Führung in den Keller der Gesellschaft verbannt. Das war zynisch von den Genossen und bitter für ihn, aber doch leichter zu ertragen als das Los der anderen, die ihre Opposition mit Berufsverbot, Gefängnis oder Zuchthaus bezahlten wie Wolfgang Harich, Walter Janka, Erich Loest und Hunderte von heute wieder Namenlosen.

Das unscheinbare Anwesen in einer Potsdamer Einfamilienhaus-siedlung fiel nur auf, weil sein Putz sich noch mehr als bei den Nachbarn von der Wand zu lösen begann. Im Innern schien die Zeit stehengeblieben zu sein: Ich tauchte in die Formenwelt der späten sechziger Jahre, wie bei meinem Großvater, der gleichfalls 1907 geboren, aber schon vor längerer Zeit verstorben war. Der Siebenundachtzigjährige, der mich mit leicht zitternder Hand an seinen Tisch bat, war fast erblindet, doch von einer geistigen Vitalität, einer Kraft, die alles Äußere vergessen ließ. Noch mehr beeindruckte der Klang seiner Stimme, der bestimmende Duktus seiner Rede, in der noch immer ein Schatten von dem mitschwang, was ihm einst zu eigen war – Macht.

Ein Gespräch im Sinne eines Dialogs kam nicht zustande. Es war, als wartete er nur auf ein Stichwort, um die Überfülle des Erlebten mitzuteilen. Die Ausgangsfrage war vergessen, und mein erstes Interview gescheitert. Gäbe es eine »Becher-Forschung«, wäre der vorliegende Text für sie wertlos. Was Schirdewan zu dem Thema sagt, hatte er schon in seinem Buch geschrieben. Nach den Regeln des Journalismus hätte ich ihn unterbrechen und auf den eigentlichen Gegenstand festnageln müssen. Aber vielleicht war dies gar nicht das Eigentliche, das er mitteilen wollte? Ich ließ ihn reden und sah

Karl Schirdewan – 1907 in Stettin geboren. Wächst als Findelkind bei Pflegeeltern und in einem katholischen Waisenhaus auf. 1914 adoptiert vom Ehepaar Schirdewan in Breslau. Katholische Mittelschule, Lehre in Getreidehandlung, Laufbursche, Bürogehilfe. 1923 Eintritt in den Kommunistischen Jugendverband, 1925 in die KPD. 1928 Mitglied des ZK des KJVD und Bezirksvorsitzender in Schlesien. 1931/32 Leiter des Verlages »Junge Garde«, danach Bezirksvorsitzender des KJVD in Ostpreußen. Ab 1933 illegal in Sachsen und Norddeutschland, 1934 beim Aufbau der illegalen Inlandsleitung der KPD in Hamburg verhaftet. Verurteilt zu drei Jahren Zuchthaus (Coswig) mit anschließender »Schutzhaft« (KZ Sachsenhausen und Flossenbürg) Am 23. April 1945 auf

später erst, beim Abschreiben des Tonbandes, was da zur Sprache kam: das Muster eines Lebens, die Prägungen eines Politikers, die er im Nationalsozialismus erfuhr und der später zu jenen Akteuren gehörte, die die frühe DDR prägten.

Daß der lange Zeit Vergessene sich selbst in den Vordergrund schob, daß er mehrfach das Urteil der Sowjets über seine Intelligenz zitiert und seinen Willen zur Demokratie im Gegensatz zum Dogmatiker Ulbricht betont, das war nur allzumenschlich. Daß er aber immer wieder, selbst am Ende noch einmal, auf die Jahre im KZ zurückkommt, dies ist das beängstigend Logische seines Berichts: Hier, unter schwersten Bedingungen, hatte er sich bewährt, seine Menschlichkeit, Solidarität und Treue zur Partei unter Beweis gestellt. Hier war er mutig und weitblickend, derselbe Mann, der vor Ulbricht und in Moskau klein beigab. Es ist wie im Falle Dimitroffs: Gegen Feinde, für die wir nur Haß empfinden, sind wir stark, aber uns aufzulehnen in den eigenen Reihen, gegen Vertraute, mit denen uns Gemeinsames verbindet, diese Aufgabe scheint übermenschlich zu sein.

Und noch etwas wirkt erschreckend: Das fatale Primat von Konspiration und Information als Gesetz des Überlebenskampfes, das sich den Verschworenen im KZ so tief eingebrannt hat, daß sie auch in ihrem eigenen Herrschaftsbereich noch danach handeln, im Namen des Neuen überall die alten Feinde und Verräter witternd. Die Härte der Verhältnisse, die das Verhalten konditioniert, bis sie genetisch wird, das Selbstverständnis einer Elite, die aus der Hölle ins Paradies führen wollte.

Vier Jahre nach seinem Tod scheint es mir möglich zu sein, hinter Schirdewans Antworten tiefere Fragen wahrzunehmen, die ihre Gültigkeit nicht verloren haben.

DWARS: Welche Erinnerungen haben Sie an Johannes R. Becher?

SCHIRDEWAN: Wir haben eigentlich schon über Becher im Konzentrationslager Sachsenhausen erzählt. Da haben wir schon diskutiert über sozialistische Kultur. Also die elitären Kräfte dort. Ich erinnere mich noch ganz lebhaft, wie wir da auch über Becher und seine Entwicklung [sprachen], als Beispiel, weil der ja nicht geboren worden ist als sozialistischer Schriftsteller, weil der ja verschiedene Etappen in seiner Entwicklung durchgemacht hat. Und später dann einer der, ich möchte sagen, klassifizierten Lyriker [war], der Kommunist wurde. Und später ging's ja um den »Sozialistischen Realismus«, und da hatte er auch keine feste Haltung, sondern hatte seine eigenen Gedankenkreise. Und dann war er in der Sowjetunion, in der Emigration.

Ihm ist nichts geschehen, so weit wie ich das weiß. Aber er hatte immer [einen] großen Zwiespalt mit Ulbricht. Während Wilhelm Pieck und die anderen ihn sehr achteten. Er war bestimmt ein Mensch mit großer Sensibilität. Ich bin auch nicht der Meinung, daß das, was Janka geschrieben und veröffentlicht hat – das entsprach der Natur von Janka, das war aber nicht eine objektive Einschätzung von Becher. Ihm Vorwürfe zu machen, in der Verteidigung oder passiven Haltung gegenüber den Gemaßregelten oder sogar Verhafteten, das ist eine sehr schwierige Sache. Dazu etwas mit Recht dazulegen und einzuschätzen.

Todesmarsch durch amerikanische Truppen befreit.
Juni 1945 Wiederaufbau der KPD in Nordbayern, ab August im Apparat des ZK der KPD, später des SED-Parteivorstandes; u. a. Leiter der »West-Abteilung«. März 1952 1. Sekretär der SED-Landesleitung Sachsen.
Mai 1953 ins ZK kooptiert, nach dem 17. Juni zum Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK gewählt.
1958 auf dem 35. ZK-Plenum wegen »Fraktions-tätigkeit« sämtlicher Parteifunktionen enthoben.
Bis 1965 Leiter der Staatlichen Archivverwaltung der DDR in Potsdam.
1990 durch die Schiedskommission der PDS rehabilitiert.
1998 in Potsdam gestorben.

Aber er hatte es nicht anders gemacht wie Dutzende von Schriftsteller zu der Zeit auch. Das gilt natürlich auch für unsere Anna Seghers ... Ja, und dann dauerte es ja auch nicht lange, und da kam es zur Verhaftung [Jankas]. Ich war gerade an diesem Tage, Nachmittags, bei Puschkin, in der Frage der Vorbereitung des 29. Plenums. Er sagte, daß bei ihm Harich gewesen wäre mit einer Denkschrift. Und er habe Harich gesagt, er ist Botschafter der UdSSR, und wenn Sie Probleme haben, dann müßten Sie eigentlich zu Herrn Ulbricht gehen. Naja, Harich befolgte diesen Rat, ging zu Ulbricht, und Ulbricht hat ihn dann relativ nüchtern empfangen, hat sich das angeschaut, oder vielleicht sogar übernommen. »Ja, wir werden darüber nachdenken« und so weiter. Dann ist Harich raus, und damit begann seine Observation durch die Staatssicherheit ...

Es kam auch gar nicht richtig zur Entwicklung dabei, denn das, was Harich wollte, ließ sich nicht realisieren. Und ich hatte inzwischen mehrere Versammlungen gemacht bei den Studenten, nachzulesen zum Teil im »Neuen Deutschland«. Das Politbüro hat mich hämisch grinsend, spöttisch verlacht. Ich bin also gegangen, abends in die Versammlungen – der Saal war voll –, und habe dort also gesprochen. Es war in der medizinischen Fakultät, in der veterinärmedizinischen Fakultät. Vor einigen Monaten rief mich aus Kiel ein früherer Student an. Und der schildert mir seinen Eindruck damals: Ich war also da, allein daß ich da war, war von seiten der Studenten mit einer gewissen Bewunderung aufgenommen worden, daß ich nicht feige war, sondern mich stellte. Und es hat eine solche Wirkung gehabt, daß also eine, gewissermaßen, Beruhigung eintrat. Ja, sagt er, er hat sich das damals auch alles überlegt. Ich wollte sie auch schützen vor einem Übergang zu Exzessen, weil es gar keinen Sinn gehabt hätte, sonst wäre es zu Zwischenfällen gekommen. Das war zunächst einmal die Situation.

Die Verhaftung fand, glaub ich, im November statt, 1957, nein 1956, und sie haben dann, dann kam es also zu verschärften Auseinandersetzungen mit einzelnen Teilen des Politbüros, vor allem mit Ulbricht und Stoph, Honecker und mir. Der Haid, Bruno, der stellvertretende Generalstaatsanwalt, hat mich angerufen, wir hatten damals Beziehungen freundschaftlicher Art, und er hat mir gesagt: »Ich kann nicht verantworten, nach dem XX. Parteitag, daß ich das als eine schwerste Verletzung gegen unsere Gesetzlichkeit begreife, wenn ich diese Verhaftung noch länger aufrechterhalten will, der Janka-Gruppe.« Harich hat sie belastet, aber Janka hat nur diskutiert ...

Ja, und dann habe ich dem Politbüro den Vorschlag gemacht, beide, Harich wie Janka, anzuhören. In der prekären Situation nur mit administrativen Mitteln zu arbeiten, da muß man doch mit diesen Exponenten bestimmter Unternehmungen, die ja in die Tausende gingen, ohne daß sie es wußten, alle auf der gleichen Linie etwa, die Schlußfolgerungen aus dem XX. Parteitag forderten, ja, für unsere Partei – da hab ich den Vorschlag gemacht: Können doch die beiden kommen, von mir aus noch zwei dazu, aus den Gruppen. Und dann können wir doch erst mal diskutieren mit ihnen, dann können wir das Ganze also auf diese Weise in eine andere Richtung drängen. Aber das wurde natürlich abgelehnt. Das wurde nichts.

Aber die Tatsache, daß ich dort als enfant terrible immer da war, hatte natürlich eine Wirkung insofern gehabt, daß sie ablenken mußten von der ganzen Verletzung der sozialistischen Gesetzlichkeit, die Urteile, die vorbereitet wurden und so weiter. Und da gab es eine Szene, über die ich auch schreibe, wo wir vorbeidefilieren an dem langen Tisch. Und da hinten stand der Mielke, und wir sollten das Aktenmaterial anschauen. Das war ein Manöver. Und der Ulbricht schreibt ja auch beim 35. Plenum in seinem Schlußwort – er hat die Frechheit zu sagen, wir hätten uns die Akten angesehen. Das ist ja nicht wahr. Keiner konnte das. Ich hab eine Akte hochgehoben, aber da drückte hinter mir schon, ich weiß nicht welcher. Das war die Lage. Das war die typische Wiederholung der Stalinschen Methode, wie Todesurteile ausgeführt wurden. Es hat sich keiner erhoben, konnte auch keiner sich erheben, eine irrsinnige Situation. Selbst in höchster Spitze.

Nun hatte der Becher mit mir schon längere Zeit engere Beziehungen gehabt. Unabhängig von den Ereignissen 1956, schon vorher. Ich weiß nicht, vielleicht – er sah in mir auch eine mögliche künftige Figur. Natürlich brauchte ich meine Zeit. Vielleicht haben ihm auch die Sowjets, die da kamen, etwas gesagt: »Das ist einer der kommenden Leute ...«, was mir später zum Vorwurf gemacht wurde. Tatsache war, daß die Sowjets, eine große Gruppe im KPdSU-Politbüro, in der Abteilung für ausländische Beziehungen, da war ich immer oder wurde ich immer gefördert. Und auch meine Entwicklung, die West-Arbeit, und die Arbeit als Landessekretär in Sachsen, war eine Prüfung, die auch von den Sowjets offensichtlich herbeigeführt wurde. Da konnte Ulbricht schlecht nein sagen. Ich war ihnen aufgefallen als intelligent und ich habe oft Gespräche mit ihnen geführt, weil ich ja keine Vergangenheit hatte in dieser Situation, wie die Moskauer. Ich kam als Kämpfer gegen den Faschismus, fleckenlos. Ich hätte mich lieber totschlagen lassen, als Aussagen zu machen. Und ich habe viel leiden müssen. Kurz und gut: Mein Charakter war also geläutert, in dem Sinne, daß ich auch viele Menschen kennengelernt habe in der elitären Ebene. Im Lager gab's doch große Unterschiede, auch geistig natürlich. Einfache Menschen. Abgesehen davon, ich spreche nur von den Politischen, da waren auch Tausende von Asozialen, 1938, Zigeuner, und da hatten wir auch eine große Gruppe von Verwahrungshäftlingen, das sind Kriminelle gewesen, die sogenannten Berufsverbrecher.

DWARS: Hatten Sie selbst ein Arbeitskommando, eine Funktion im Konzentrationslager?

SCHIRDEWAN: Ich bin reingekommen vom Zuchthaus, ich hatte drei Jahre weg, ein Teil in Moabit abgesessen, in Untersuchungshaft. Dann bekam ich eine schöne Charakterisierung vom Direktor. Und dann bekam ich Schutzhaft, von Heydrich unterschrieben, daß ich auf Grund meiner Vergangenheit und so weiter nicht entlassen werden kann. Und dann bin ich in das Lager gekommen. Eine völlige Umstellung, sehr schwere Arbeit, in der Lore, Sand schippen, Sand schippen, ohne Unterlaß. Ich dachte, das Herz bricht, aber es tat's nicht. Und abends dann die große Solidarität, da waren Genossen im Block, und die halfen mir dann, die rieben mir die Füße ein, ver-

wundete Füße, damit ich am nächsten Tag dann wieder fit war, auch nur einen Tag auszuhalten. Wenn jemand schwer krank war, dann schützten die ihn sofort. Aber sie erwarteten von uns allen, die wir körperlich noch intakt waren: »Du mußt das durchstehen, damit Du Dich assimilierst an die Situation, die Härte, die wirkliche Härte mußt Du Dir anziehen.«

Und dann kam ich mit einem anderen jungen Genossen raus in die SS-Kantine. Da war man zunächst erst mal ein wenig geschont. D.h. man mußte da Zubringerdienste machen, wo die Blockführer und die Offiziere aßen. Na ja, und wir saßen da hinten und fraßen uns voll. Und da gab es die interessante Einrichtung, daß jede Baracke, damals 1937, in jedem Block war ein Einkäufer. Da konnte man sich Geld schicken lassen. Am Sonntag hatte man dann Zeit, da wurde alles gesäubert, das war eine besondere terroristische Maßnahme. Da konnte man heißes Wasser holen, man bestellte Kaffee bei dem Einkäufer, und etwas Zubrot. Und dann wurde das geteilt. 1937, da waren auch noch Lauten da und Gitarren. Da waren noch einige Hundert Homosexuelle, die kamen vorwiegend aus der bürgerlichen kleinkünstlerischen Szene, und zwar führende Leute, auch geistig sehr rege Menschen, die aus der bündischen Jugend kamen. Die meisten sind dann später zu Tode gekommen. Furchtbar. Die waren relativ jung da, jedenfalls die brachten viele Volkslieder rein. Und wir unsere Arbeiterlieder.

DWARS: Gab es auch Theatergruppen?

SCHIRDEWAN: Später, später. Sachsenhausen war ein strenges Lager. [...] Diese Einkäufer in der SS-Kantine, da haben wir dann reingepackt, für Kranke. Auch Probst Grüber, Persönlichkeiten, die im Lager waren, oder Künstler, oder Genossen, die viel kränklicher waren, die bekamen dann hineingeschoben. Hätten sie mich mal erwischt, Diebstahl am SS-Eigentum, da wäre ich in die Strafkompagnie, wäre ich vielleicht fertig gemacht worden. Aber wir haben das alles gemacht. Solidarität, sag ich immer, ist eine Anstrengung gegenüber anderen, die mehr brauchen als du selbst.

Und dann kam 1939 die Entlassung, und da stand die Frage: Wer geht in die Bücherei. Und da ich ja bekannt war als Bücherfan und allgemein sehr belesen war, da kamen die Genossen darauf, mich vorzuschlagen, und es wurde auch akzeptiert, und dann bin ich in die Bücherei gekommen. Etwa so im Dezember '39. Vor mir war ein Redakteur der »Roten Fahne« für Außenpolitik – und der hat die Bücherei eingerichtet. Nicht für Häftlinge, sondern wenn Himmler oder andere führende Minister der Nazis kamen, dann wurden sie ins Revier geführt und zuletzt in die Bücherei.

[...] Und auch unser Schauspieler war gekommen, und hat sich fest an mich gebunden, also er brauchte jemanden, und ich sah nur seine starren Augen, und etwas Merkwürdiges war, aber ich hielt ihn fest.

Frau SCHIRDEWAN: Geschonneck.

SCHIRDEWAN: Er ist dann eines Tages, beim Appell, morgens, ist er also in diese Panik gekommen, und hat dann gerufen: »Ihr faschisti-

schen Schweine, nieder. Rot Front!« und so weiter. Runtergerissen, ja, sofort, und aus dem Revier 'ne Trage holen, und der war tob-süchtig geworden, nicht wahr, und darauf hat man ihn festgebunden. Und später hat man ihm im Revier eine Zwangsjacke angelegt, und hat man ihn ins Kabüffchen geschlossen, das ist, wo der Besen stand, der Eimer, das Saubermachzeug, und da wollte der mit Gewalt raus. Da mußten sie ihm noch Spritzen geben zur Beruhigung und haben ihn dann irgendwo versteckt. Und der Blockführer, der kam und sagte: »Was war denn hier los?« »Ist ohnmächtig geworden.« »Ja, wo ist denn der Bursche?« Ja, und da haben unsre Genossen gesagt: »Der ist schon tot.« Da ist der wieder abgehauen. Er wäre auch sonst tot gewesen, wenn sie ihn erwischt hätten. Was für eine wertvolle Persönlichkeit ist dadurch gerettet worden, und so ist es mit vielen gewesen.

Als die Juden kamen, nach der Kristallnacht, da haben wir viel getan für sie, einige tausend Menschen. Einige wurden entlassen, die anderen blieben über den Winter, und es war schrecklich. 1938/39. Es waren Künstler, hervorragende Leute dabei, zum Beispiel Violin- oder Klaviersolisten, ja so eine Tragik hat sich abgespielt.

Ich hatte in der Schreibstube zwei Aufgaben: die eine, die Bücherei, als ein Verbindungsort, mit Intellektuellen und so weiter, den Tschechen, oder der Probst Grüber, oder – der im Zellenbau zwei Zellen hatte – der Niemöller, da kam immer ein Blockführer und holte Bücher für ihn ab. Solche Persönlichkeiten, die zeitweise da waren, die später dann wegekamen: Breitscheid nach Buchenwald ... Da sind wir praktisch durch Fehler in der Konspiration hochgegangen. Mutmaßlich. Es waren ja auch inzwischen einige Spitzel eingeschleust worden. Das wußten wir schon ...

Und dann kamen die Russen, die ersten Kriegsgefangenen. Die 15 000, die später durch Genickschuß getötet wurden, die wurden eingesperrt. Und da hatte Fritz Selbmann, ein Begriff vielleicht auch, war in der Wäscherei tätig, der kam plötzlich zu mir und brachte ein Buch in Polnisch: »Probleme des Leninismus«, also das bekannte Buch von Stalin über die verschiedenen Auseinandersetzungen, seine Reden und das und das ... Aber das Buch hatte noch eine sehr interessante Sache, die wir nicht kannten, eine Rede »Über den Dialektischen und Historischen Materialismus«, die 1936 von Stalin vor einer Universität gehalten wurde.

Keine wissenschaftliche Neuigkeit, keine neuen Erkenntnisse, sondern einfach wie ein Lehrer, populistisch gesagt. Viel Zitate von Engels, was interessant war, von Marx und so weiter. Ja, was tun wir? Das konnte nicht verloren gehen. Also haben wir beschlossen, erst einmal, eine strenge Konspiration darüber, in der Baracke VI, wo wir wohnten, haben wir einen tschechischen Studenten gehabt – ein späterer Neurologe, der Chef der Prager Kliniken, sehr großer, weltbekannter Fachmann später –, und der konnte Polnisch. Und da haben wir uns hingezettelt, am äußersten Tisch, von draußen Wachen – ohne daß die wußten, worum es geht, und da haben wir das in vielen Tagen übersetzt. Diesen Vortrag hauptsächlich, das andere, was wir kannten, nur auszugsweise, zur Auffrischung. Und dann hatte ich zwei Bände »Das deutsche Prag«, der Verfasser war ein sehr bekannter Mann, entsprach der NS-Ideologie. Und die hatte ich so

vorne – wir hatten so 'ne kleine Barriere, wenn Häftlinge kamen, die konnten ja nicht in den ganzen Raum, da wurden Bücher ausgegeben – und da kam Himmler zu Besuch, also zum x-ten Mal schon, aber auch wieder mit irgend einer Gastdelegation. Ich machte Männchen, nicht wahr. »Wie groß ist die Frequenz?« Die war natürlich groß, klar, nach Aussage wieviel Bücher und so weiter. »Ach« – sagt er – »da steht das ›Deutsche Prag‹«. »Jawohl« ... Aber in diesen beiden Rückbänden, in die Rücken, die hatte ich, alles was wir in Perlschrift geschrieben hatten, hatte ich dort untergebracht. In zwei Bände, in einen ging es nicht. Also kann man sagen, Himmler stand da, Jubelschrei »Deutsches Prag!« – und dahinter stand Stalin. (Lacht)

Also Stalin hatten wir ja noch nicht in dieser Analyse, wie ihn später der XX. Parteitag sieht, offenbart. Jedenfalls wir konnten ihn nicht sehen.

DWARS: Sie haben in ihrem Buch angedeutet, daß Sie andere Erfahrungen von Stalin im KZ gewonnen hatten, auch durch sowjetische Gefangene, so daß ein differenziertes Bild entstand.

SCHIRDEWAN: Ja, es gab zum Beispiel einen, ein ganz junger Mensch, der sagte: »Sozialismus ist gut, aber Stalin ist entsetzlich ...« Nun konnte man ja nicht wissen, war es ein Kulakensohn? Man konnte ja nicht auf jede Mitteilung alles ernst nehmen. Und da war dann der Schwozer, der war im »Lux«-Hotel gewesen, dem ist nichts passiert. Und der erzählte mir einmal – es ist ganz selten, daß jemand mal was sagt –, wie da die Verhaftung vor sich geht. Oder wir waren noch im Zuchthaus, 1936, als die Hinrichtung, da haben wir gesagt: »Das kann doch nicht wahr sein, das kann nicht wahr sein.« Aber Sie dürfen ja nicht vergessen, wir hatten ganz andere Sorgen. Täglich neue Anforderungen wurden an uns gestellt. Körperliche und geistige. Und die Arbeit, die wir machen mußten, schmutzige Arbeit in der Teppichfabrik, da wurde nur mit Kokosfasern gearbeitet, für so'n Auftreter ...

DWARS: Also darüber haben Sie wenig gesprochen. Haben Sie etwas gewußt von den sowjetischen Lagern, war das den Gefangenen bekannt, daß es auch Konzentrationslager in der Sowjetunion gab, zur selben Zeit?

SCHIRDEWAN: Nein, das wußten wir nicht, wir wußten die Umfänge gar nicht. Das konnte keiner wissen. Wenn jemand sagt: »Die Oranienburger mußten doch auch gewußt haben, was bei uns geschah.« Das konnte eben nur ein Teil wissen, der unmittelbar mit dem Lager in Beziehung stand, sagen wir mal Bäckermeister, oder was auch immer. Ich würde keinem der Oranienburger, nicht der ganzen Bevölkerung unterstellen, daß sie wußte, wie terrorisiert wurde. Das konnten sie nicht. Was konnten wir denn wissen, was die Staatssicherheit hinter ihren Mauern machte. Und was hätten Sie gewußt, auch nichts. Das muß man berücksichtigen, man darf das nicht pauschalisieren.

DWARS: Es wurden ja auch Gefangene ausgeliefert, von Moskau an die Nazis nach 1939, nach dem [Hitler-Stalin-Pakt].

SCHIRDEWAN: Das stimmt, das habe ich erfahren aber erst 1945. Da war ein Doktor – der war völlig fertig, der ist wie der Geschonneck ausgewiesen worden aus der Sowjetunion. Der wurde an der Brest-Litowsker Brücke mit etwa 30 anderen Deutschen, Kommunisten im Grunde, an die Gestapo ausgeliefert. [...] Der Arzt, der mitgekommen ist, hat darüber in Flossenbürg erzählt, der ist von Auschwitz auf dem Marsch nach Flossenbürg – Dachau und Buchenwald sind ja viele gekommen, die überlebt haben dort, ja das sind Brocken. Aber Sie müssen die Situation verstehen: man hat ja dem nicht nachgehen können, es war ja einfach nur eine Mitteilung. Am schärfsten erinnere ich mich, wie wir da diskutiert haben, ... in einer Gesamtzimmerung in Coswig, in einer Nordzelle, schrecklich, im Winter, kalt, keine, nie Sonne hingekommen, und da diskutierten wir, und keiner von uns hätte gesagt: »Das muß doch zu Recht sein.« Wir haben alle nachgedacht und nachgehungen. Die Jahre, das Bild verschwindet, der Gedanke bleibt. Es war, es ist nicht erklärbar. Zum Beispiel später, als die Auseinandersetzungen waren in den zwanziger Jahren, mit den Ultralinken, da haben die gesagt: »Es gibt ein Testament Lenins. Und das werde von Stalin geleugnet. Das habe ihn schon lange erledigt.« Es gibt ja das berühmte Testament Lenins über Stalin. Die da drüben gewesen sind wie Ulbricht oder Neumann zum Beispiel, oder viele andere, die überlebt haben, Wilhelm Pieck, die haben natürlich viel gewußt. Auch nicht alles natürlich, klar.

DWARS: War Trotzki für Sie ein Begriff, haben Sie ihn vorher, in den zwanziger Jahren gelesen?

SCHIRDEWAN: Ich hab' einiges gelesen, auch seine Erinnerungen, mit der Prophetie, realistischen Sinnes. Aber politisch war die Auseinandersetzung über die »permanente Revolution« natürlich nicht handhabbar. Sie haben gestritten, aber nicht sich umgebracht. Zu Lenins Zeiten hat es noch vieles aus sozialdemokratischer Streitpraxis *gegeben*, den demokratischen Zentralismus eingeschlossen. Aber später wurden die Dinge durch Genickschuß erledigt, bei Stalin. Lenin hat ja keinen umbringen lassen. Wir haben auch über Lenin zu diskutieren, das würde jetzt viel zu weit führen. Mit den Fragen: Wo hat er noch seine Berührungspunkte mit der Sozialdemokratie gehabt, wo hat er sie nicht mehr gehabt, wie hat er sie weiterentwickelt, das Problem der »Diktatur des Proletariats«.

DWARS: Wie haben Sie den Hitler-Stalin-Pakt im Lager erfahren, war das nicht etwas völlig Irritierendes?

SCHIRDEWAN: Für uns war das, zunächst erstmal hatten wir eine große Diskussion. Nach dem Pakt war das. Wollen wir mal chronologisch gehen. Das war so, daß die Mitteilung kam, überraschend an sich, aber wir verstanden es: Es ging um Zeitgewinn. Die treibende Idee war eben Zeitgewinn, während die Westmächte, die wollten ja, daß der Faschismus, der Hitlerfaschismus, also Deutschland sich mit der Sowjetunion zu ihrer Unzeit schon in die Haare kriegen und dabei so geschwächt werden, daß die anderen dann einen größeren Einfluß haben. Die Politik mit den zwei Fronten ist ja auch ein Zei-

chen dafür. Heute wird das verdreht oder verschwiegen. So geht das ja nicht, aber das macht die Geschichte schon mal klar, so oder so. Und wir haben das so gesehen. Manche hängten daran auch Illusionen, daß vielleicht für uns eine Erleichterung käme, was ja nicht der Fall war ...

DWARS: Um auf unsere Ausgangsfrage zurückzukommen: Wie war das Verhältnis von Becher zu Ulbricht?

SCHIRDEWAN: Ja, er kapitulierte dann eben, er war weich, es war eine gewisse Art von Hilflosigkeit. Wir saßen mal zusammen, er kam, nachdem ihn der Ulbricht rausgefeuert hatte – er intervenierte wegen der Verhaftung von Harich und von Janka, und da hat er ihn glatt rausgefeuert.

DWARS: Das war unmittelbar nach der Verhaftung von Janka?

SCHIRDEWAN: Ja. Das hat er getan. Und dann kam er zu mir, den nächsten Tag, am Abend. Völlig hilflos, wie er so war, in seiner Art. Hatte lange diskutiert über die einzelnen Probleme. Ich konnte mit ihm gut sprechen, ich weiß nicht, ob's abgehört wurde. Aber jedenfalls – er wollte weg. Er war verzweifelt, er war so verzweifelt, daß er zum Schluß noch dasaß, er hatte einen Wodka gebracht, ich trank ja keinen, aber er trank eben dann in letzter Zeit – aus lauter Verzweiflung, nicht weil's ihm geschmeckt hätte, und dann sagt er: »Ich werde emigrieren. Ich bleib nicht hier, ich kann das nicht ertragen hier! Ich kann den Ulbricht nicht mehr sehn!« Und dann sagte ich: »Ja, wo willst du denn hin?« Da sagte er: »In die Sowjetunion. Dort ist Tauwetter. Dort hat man Verständnis.« Ich sage: »Bleib hier, halte hier aus, und arbeite mit, daß wir's besser machen.« Er fühlte sich schon als mein Verbündeter. Er sprach ja auch, als die Sache geschehen war, ist er noch einmal gekommen, hat sein Bedauern ausgedrückt. Links war mein Haus, und rechts Ulbricht, da konnte er alles beobachten. Da wollte er mit seinem Segelboot hierher kommen, aber da war er schon sehr krank ...

Ulbricht war ein politischer Pauker, ein Dogmatiker, ein Doktrinär, Sektierer, trotz der Fähigkeit, immer wieder zu organisieren, Neues zu erfinden, neue Ideen zu haben. Aber unsere ganze Politik blieb erfolglos, weil die Ausgangspunkte unserer Entwicklung zum Sozialismus hin falsch waren. Wenn wir geblieben wären – ich betone das – bei der Erklärung vom 11. Juni 1945, daß wir kein Sowjetsystem wollen, sondern eine parlamentarische, demokratische Republik, mit freien geheimen Wahlen und so weiter. Und wenn da die Beschlüsse des Vereinigungsparteitages – und die Sowjetunion als Schutzmacht, niemand hätte da angreifen können. Und hätten wir aufgebaut, also erstmal die antifaschistisch-demokratische Ordnung, sehr solide und auf längere Zeit, auch wenn wir Wahlen [gehabt] hätten und selbst wenn wir nicht da und dort die Mehrheit [gewonnen] hätten, so hätte das niemals zu einer Reaktion oder Konterrevolution kommen können. Denn bei den nächsten Wahlen hätte man anders, wieder neu gewählt. Aber er sagte einfach »Diktatur des Proletariats« ist der Ausgangspunkt, das war sein Lieblingssatz. Daß aber

»Diktatur des Proletariats« als Hauptsorge haben muß eine politische Eroberung der breiten Massen für den Sozialismus, und das kann man nur auf demokratische Weise, nicht diktatorisch-zwangsweise, tun – dann wäre unsere Lage ganz anders. Jetzt einmal gesehen, daß das 1989 gekommen wäre, dann hätten wir ganz anders dagestanden. Dann hätten wir mit einer gefestigten, frei parlamentarisch gewählten, Republik dagestanden. Die Achillesferse, die [sie drüben bei] uns da entdeckt hatten – bei jeder internationalen Verhandlung mit den Sowjets: »Freie Wahlen!«

[...] Das wichtigste war die Informationsabteilung, die ich gefordert hatte, es müsse mit der Schönfärberei Schluß gemacht werden. Aber was sollten Sie machen: Sie haben jetzt einen Bericht geschrieben, und der war nicht entsprechend der kommandierten Vorschrift oben, da flogen Sie von ihrem Posten. Falsche Einschätzung, Pessimismus.

Das war's doch, die SED, ihre Führung, hat doch selbst das ganze Parteivolk irre gemacht. Nach meinen Schlußfolgerungen. Wir hätten auch keinen demokratischen Sozialismus gehabt, trotzdem da viele Versuche waren. Wer hat schon riskiert seine politische Laufbahn. Man mußte ja auch mit Verhaftung rechnen. Es war ja schon soweit, man hat ja ... gesagt: »Der Schirdewan ist verhaftet, Ihr könnt ruhig alles aussagen.« Aber man hat mich nicht verhaftet. Erstens einmal nicht wegen des Skandals im Westen. Meine Frau war vorbereitet, die hätte sich sofort an Togliatti gewandt. Die Italienische Partei war damals am fortschrittlichsten in den Schlußfolgerungen des XX. Parteitages. Aber wir hatten uns entschieden, wir werden nie das Land verlassen. Einmal wegen der vielen Tausend, die gemäßregelt wurden, weil sie so gedacht haben, ähnlich wie ich, nach dem XX. Parteitag, das konnte man nicht machen. Und dann noch wegen meiner sowjetischen Freunde, die ja dahinterstanden, sonst hätt' ich's gar nicht so weit bringen können ...

Das mußte schiefgehen. Das waren alles so tollkühne Sachen. Oder wie der V. Parteitag: »Überholen ohne einzuholen!«. Da entdeckt man plötzlich, daß da, marxistisch gesehen, etwas ganz Falsches steht: Wir wollen die doch gar nicht einholen. Wir wollen ein neues System ... (Lacht)

DWARS: Und dort in Moskau offensiv aufzutreten, das wollten Sie nicht? Also den Bruch auch in Moskau herbeizuführen?

SCHIRDEWAN: Ach nein, das konnten die nicht, die hatten Angst vor dieser DDR, Angst, daß da plötzlich was hochkommt. Das wußten sie genau, daß es unheimlich schwer wäre. Und die Sache [mit Harih] hat natürlich dazu beigetragen, daß sie gesagt haben: »Um Gottes Willen!« Sie haben nie etwa mir eine Schuld gegeben, sie haben mich ja geschätzt hinterher. Ich weiß, einige Leute waren dann hier, offiziell, progressive Leute, Wissenschaftler, Parteifunktionäre. Ich war ja damals schon populär, und da flogen eine Reihe Wissenschaftler überall. Und da sagten diese Leute den Funktionären, die mir das gesagt haben: »Na, so könnt Ihr doch nicht bestehen, was Ihr jetzt macht.« Wir waren gerade dabei, die Justiz aufzuräumen. Alle flogen raus.

DWARS: Sie haben nie Wilhelm Pieck erwähnt, in Ihrem ganzen Buch kaum. War er so völlig isoliert?

SCHIRDEWAN: Wilhelm Pieck war ein ausgleichender Mann. Er war immer für den Ausgleich.

DWARS: Sie schreiben nirgends von Versuchen, Pieck zu gewinnen für Veränderungen, oder ihn gerade als ausgleichende Figur auch im Politbüro mit einzubeziehen. Sie schreiben nur, daß er krank geworden ist nach 1957.

SCHIRDEWAN: Ja ja. Er war schwach, sehr schwach.

DWARS: Er hat sich da gar nicht eingemischt, in die ganzen Prozesse 1957, oder dann in die Auseinandersetzungen um Ihre Person?

SCHIRDEWAN: 1953 hatte er seinen ersten Schlaganfall, gerade als die Krise war, da ist er nach Moskau gekommen. Da ist er geheilt worden, aber der Baum war angesägt. Er kam auch '57 oder '58, eine Zeitlang war er auch nicht gesund. Er wohnte ja neben mir. Aber da hatte er, als diese Krise war, als ich diese Auseinandersetzung hatte mit Ulbricht, beim Bericht zum 29. Plenum – da hatte ich ja gesagt: »Ich möchte nicht, daß es Ulbricht wie Rákosi geht!« – da schaute er auf, ganz erstaunt. Ich möchte sagen: mit einer gewissen Zufriedenheit, endlich steht mal einer auf. Er war sonst immer ausgeglichen, er ist nie jähzornig geworden. Aber er hat, so lange wie er konnte, wie seine Kräfte reichten, Grotewohl im Politbüro unterstützt. Grotewohl hat immer gedacht, er würde gewissermaßen noch überleben können. Und er hat nie aufgegeben in seiner Überzeugung, daß der Sozialismus sich noch entwickeln werde ...

DWARS: Wie lautete denn der ursprüngliche Titel Ihres Buches? Sie schreiben, der Verlag habe den jetzigen gewollt.

SCHIRDEWAN: »Widerstand, Widerstand gegen Ulbricht«, das erschien mir sachlicher. Aber der Verlag wollte, da Ulbricht – das ist noch ein Begriff, ich bin nur ein Achtel-Begriff, vielleicht. Aber ich hab darüber nachgedacht, und ... ein ideologischer Aufstand war es schon. Ich schreibe ja auch: Wir haben keine Verschwörung geplant.

DWARS: Was vielleicht im nachhinein das Bedauernde war. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, eine Fraktion zu bilden?

SCHIRDEWAN: Das konnte Harich mit seinem Abenteuersinn betreiben. Er hat uns große Schwierigkeiten gemacht. Und selbst der Dubček, der sagt doch selbst, er hat den Russen nicht alles gesagt, was er vorhatte. Wäre er auch ein Dummkopf gewesen. Ich durfte ja auch nicht weitergehen, als die Russen gingen. Mehr ging doch nicht. Alles andere wäre zur Provokation geworden. Auch in Moskau. Das war zu schwer, zu schwer ... Wenn Sie noch eine Frage haben?

DWARS: Nein, das waren die wichtigsten Dinge.